



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Die geköpfte Taube

„Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.“

(Goethe)

Bin mit dem Aufräumen und Ausmisten meiner Wohnung schon relativ weit gekommen. Ich erkenne sie und speziell das Arbeitszimmer kaum wieder. Die wunderbare Arbeitsplatte aus Buchenholz, die ich mir in der Gefängnis-Schreinerei habe anfertigen lassen, ist nun frei und leer und schön anzusehen. Endlich kommt die Maserung des Holzes zur Geltung. Hoffentlich werde ich an ihr noch manche Zeile schreiben. Seit zwei Tagen steht ein Strauß Narzissen darauf, neben dem Bild eines Eisvogels, das Freunde mir geschenkt haben, die meine Zuneigung für diesen Vogel kennen. Vorgestern bin ich die Lahn entlanggegangen in der Hoffnung, einen Eisvogel zu sehen. Aber ich sah keinen. Dafür habe ich gestern den Eichhörnchen auf dem Alten Friedhof Walnüsse mitgebracht und durfte zusehen, wie sie sie knackten. Sie drehen sie hektisch zwischen den Pfoten und setzen ihre Zähne ein, bis die

Schale aufspringt und den Kern freigibt. Eine Meise setzte sich in der Nähe auf einen Zweig und reklamierte lautstark ihren Anspruch auf einen Teil der Beute. In der Sonne war es angenehm warm und ich setzte mich auf eine Bank. Ich saß einfach so da, ohne an etwas Bestimmtes zu denken.

*



Bild von [macjasek](#) auf [Pixabay](#)

Ein Freund hat mir den Text eines alten Gießener Moskau-Linken, um nicht Post-oder Spätstalinist zu sagen, zum Ukraine-Krieg zugeschickt, den dieser auf Facebook gepostet hat, um seine Follower bei der Stange und auf Kurs zu halten. Er war in den frühen siebziger Jahren der Chefideologe des MSB-Spartakus, des Studentenbundes der DKP, und unser, der sogenannten Spontis, Kontrahent in vielen Rededuellen im Audimax und der Aula der Universität. Er war ziemlich belesen und verfügte über eine gewisse Intelligenz, aber man merkte seiner Intelligenz an, dass er sie so entwickelt und geschärft hatte, weil er sie als Waffe im Kampf ums Dasein und Anerkennung bitter nötig gehabt hatte. Seine Intelligenz schüchterte ein und also war er auch gefürchtet. Lebhaft erinnere ich mich, wie er Rudi Dutschke attackierte, als er sein Buch über Lenin in Gießen vorstellte. An Lenin zu zweifeln oder ihn auch nur in seinem historischen Kontext zu verorten, wie es gute marxistische Praxis ist, galt als Blasphemie. Was mich an seinem jetzigen Text am meisten irritiert, ist die vollkommene Gefühllosigkeit, das Fehlen jedweder Emotion. Der Kommunist ist genauso unfähig, sich in andere einzufühlen, wie es unsere Nazi-Väter waren.

**An Lenin zu zweifeln
oder ihn auch nur in
seinem historischen
Kontext zu verorten,
galt als Blasphemie**

Die Kälte ist ihr trauriges und hartnäckiges Erbe. Kurz vor dem Überfall auf Polen hielt Hitler im August 1939 eine Rede vor hohen Wehrmachtsoffizieren. Darin stimmte er sie mental auf das ein, was ihnen bevorstand und was er von ihnen erwartete: „Herz verschließen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. ... Seien Sie hart, seien Sie schonungslos. Handeln Sie schneller und brutaler als die anderen.“ Die russische Variante dieser Hitler'schen Maxime vermittelte Nikolai Lilin jungen Scharfschützen im Tschetschenien-Krieg: „Man muss ruhig sein, unaufgeregt und ein Herz aus Eis und eine kalte Hand haben.“ Dieses „Herz verschließen gegen Mitleid“ ist über entsprechende Sozialisationsprozesse leider auch auf Linke übergegangen. In der stalinisierten KPD war es endemisch. Georg K. Glaser ist dieser Mentalität des Zähnezusammenbeißen und der Härte bei den Genossen der Kampfverbände der Weimarer Zeit begegnet und stieß sich daran. Er schildert das „Modell des Kämpfers, dem wir uns anzugleichen versuchten“, als einen „von eiserner Gesetzmäßigkeit beherrschten, schwärmerische Anwandlungen verachtenden, kleinbürgerliche Gefühle ausmerzenden Menschen“. Die Jüngersche „Stahlgestalt“, auf links gewendet. Ich erinnere mich lebhaft an eine Szene, die sich in den frühen siebziger Jahren abgespielt hat: Ein maoistischer Genosse warf einer Genossin, die Liebeskummer hatte und deswegen keine Flugblätter verteilen wollte, an den Kopf: „Leute wie dich hätte man in der französischen Résistance erschossen!“ Das Ideal dieses Genossen, der aus einer wohlhabenden bürgerlichen Familie stammte, war der „stahlharte Bolschewik“, der für kleinbürgerlich-sentimentale Regungen nur Verachtung übrig hatte. Und genau dieser Mentalität begegnete ich in dem Text des ehemaligen Spartakus-Sprechers über den Krieg in der Ukraine. Seitenlange marxistisch-leninistische Rabulistik und Verweise auf Kriegslügen der NATO in den Balkankriegen, aber kein Erschrecken, kein Wort der Trauer, des Mitgefühls mit den Opfern der russischen Aggression, kein Eingeständnis, sich geirrt und verrannt zu haben und natürlich nicht die Frage nach den Gründen dieser Blindheit. Ich ertappe mich dabei, dass ich den Text mit den Augen eines Psychoanalytikers lese. An einer Stelle rutscht dem Verfasser etwas in den Text, das man wie ein Geständnis lesen kann. Er hat eine Entdeckung gemacht, und findet diese so faszinierend, dass er sie nicht für sich behalten kann: „Und jetzt Butscha, ein Name, der für englischsprechende Menschen wie Butcher klingt.“ Und Butcher heißt Metzger, Schlachter. Statt zu sagen: Putin ist ein „Butcher“, belässt er es bei dieser vagen Andeutung. Die Kälte und Gefühllosigkeit innerhalb der Linken ist bis heute ein von Tabus überlagertes Thema, das dringend aufgearbeitet werden müsste. Wenn wir den verschütteten Wärmestrom im Marxismus nicht schleunigst freilegen und wiederbeleben, können wir einpacken. Wenn es nicht eh schon zu spät ist. An der Kälte seiner ökonomischen Begrifflichkeit werden die Menschen sich schwerlich erwärmen können. Eine Wärmestube in der sich ausbreitenden sozialen Kälte finden sie dann

**Der „stahlharte
Bolschewik“ hatte für
kleinbürgerlich-
sentimentale Regungen
nur Verachtung übrig**

eher bei der Rechten, die ihre frei flottierenden Sehnsüchte nostalgisch ausschachtet und nach rückwärts in Gang setzt.

„... schreiben, als schwimme man nach dem Schiffbruch der Küste zu. (Wahrscheinlich erreicht man sie nie, aber man schwimmt.)“

(Imre Kertész)

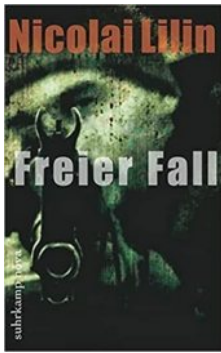
Die Ostertage verbringen wir am Edersee. Strahlender Sonnenschein lädt zu längeren Spaziergängen ein. Über den Wiesen oberhalb des Dorfes standen Lerchen im blauen Himmel und ließen ihren trillernden Gesang ertönen. Ansonsten war es für einen sonnigen Frühlingstag relativ still. Nur Meisen, Zilpzalpe und Rotkehlchen waren zu hören. Wir nähern uns mit riesigen Schritten dem „stummen Frühling“, den Rachel Carson bereits 1962 in ihrem gleichnamigen Buch vorhergesagt hatte. Gleich der erste Rückweg führt uns einen steilen Hohlweg hinauf, der für mich immer eine Art Test dafür darstellt, ob es noch geht ohne Sauerstoffzelt. Zwanzig Minuten geht es steil hinauf, wir spürten unsere Herzen schlagen, gerieten aber nicht derart außer Atem, dass wir nicht mehr miteinander sprechen konnten. An den Wegesrändern haben wir Wildkräuter gesammelt, die wir abends zum ersten Spargel des Jahres aßen. Ich verspürte große Lust, dazu ein Glas Weißwein zu trinken, verkniff es mir aber, da ich mir vorgenommen habe, die Fastenzeit alkoholfrei zu verbringen und die endet erst am Ostersonntag. Der Alkoholverzicht ist ja auch eine Willensprobe: Ich möchte wissen, ob ich noch Herr der Lage bin, ob ich noch trinke, oder bereits getrunken werde. Ein Durchbrechen meiner Abstinenz, und sei es auch nur für einen Abend, käme mir wie ein Verrat an mir selbst vor. Dafür hat man mir einen Charakter verpasst, dass ich solche selbst auferlegten Proben bestehen kann.



Die Feldlerche stand im blauen Himmel

Bild von [Cock-Robin](#) auf [Pixabay](#)

Abends lese ich weiter im Roman *Freier Fall* von Nicolai Lilin. Eindringlich vermittelt er dem Leser einen Eindruck vom Grauen des Häuserkampfes in Tschetschenien. Was die Truppen der Russischen Föderation dort nach 1999 beim Versuch, im totalen Chaos der postsowjetischen Zeit ihre Macht wiederherzustellen, im Kampf gegen die „Rebellen“ angerichtet haben, scheint sich nun unter leicht veränderten Vorzeichen in der Ukraine zu wiederholen. Irgendwann wird nicht mehr differenziert zwischen gegnerischen Kämpfern und der Zivilbevölkerung. Alle werden zu Kombattanten, auf die gnadenlos geschossen wird. Nachdem Lilins



Suhrkamp Verlag,
Juni 2011
399 S., 14,95 €
ISBN: 978-3518462607

Zeit als Soldat abgelaufen und er aus der Armee entlassen worden ist, fährt er mit dem Zug nach Hause. Für ihn war der Krieg vorbei. Aber offenbar ist der Krieg längst nicht vorbei, wenn er für den einzelnen vorbei ist.

„Vom Bahnhof aus machte ich einen Spaziergang durch meine Stadt und stellte fest, dass ich den unerklärlichen Impuls verspürte, auf alle zu schießen, denen ich begegnete. Ich empfand eine tödliche Ladung Hass. Der Hass verzehrte mich von innen und brachte mich dazu, alles zu hassen, was für friedliches Leben stand. Ich aß ein Eis, doch das Gefühl verging nicht, deshalb kaufte ich eine Flasche Wodka, ging nach Hause und begann zu trinken. Aber auch der Alkohol änderte nichts an meinem Gemütszustand: Es war, als gingt mir der Frieden auf die Nerven, ich sah etwas Vorgetäushtes, etwas Falsches in den Leuten, in ihren freundlichen Umgangsformen. Ich verließ das Haus, ich könnte nicht so lange stillsitzen. ... Abends löschte ich das Licht, trat ans Fenster und zielte mir dem Gewehr auf die Häuser gegenüber, beobachtete die Leute, erfasste sie mit dem Sucher und drückte auf dem Abzug der ungeladenen Waffe. Dieser Akt – mit einer echten Waffe auf echte Menschen schießen, wenn auch nicht in Wirklichkeit - gab mir Ruhe und Frieden, brachte mich wieder auf Kurs, ich bekam meine Gedanken wieder geordnet – wie bei Leuten, die zur Entspannung Kreuzworträtsel lösen.“

Die Lage ändert sich erst, als Nicolai den Zug besteigt und zu seinem Großvater nach Sibirien fährt, bei dem er aufgewachsen ist. Draußen zieht die unermessliche russische Landschaft vorbei und er spürt, dass er erst einmal zu seinen Wurzeln zurückkehren muss, bevor etwas Neues beginnen kann. In Sibirien, in der Stille der Wälder, im Haus des Großvaters, findet er so etwas wie Frieden und zu sich zurück. Nicolai Lilins Buch hat für mich das, was man Kriegstrauma nennt, noch einmal aus der Abstraktion gerissen – wie zuvor schon einmal Ernst Tollers Buch *Eine Jugend in Deutschland*, in dem er die Schrecken der Grabenkämpfe des Ersten Weltkriegs und deren Folgen für die kämpfenden Soldaten beschrieben hat.



Bild von [Katrin M.](#) auf [Pixabay](#)

Renate gehörte zum Dorf. Man sah sie täglich, wie sie mit ihrem Rollator vom Altersheim die Straße in Richtung Nachbardorf hinauflief. Dort setzte sie sich vor dem Le-



Foto: [angieconscious / pixelio.de](#)

bensmittelmarkt ins Café, um eine Tasse Kaffee mit viel Zucker zu genießen und dann den Heimweg anzutreten. Renate war eine kleine, grauhaarige Frau von vielleicht 75 Jahren und hatte das, was man früher eine Hasenscharte genannt hat. Politisch korrekt heißt das inzwischen, glaube ich, Kiefer-Gaumen-Spalte. Wie auch immer man es nennt, man konnte sie kaum verstehen, was sie aber nicht davon abhielt, munter auf einen einzureden, wenn sie einen mal ins Herz geschlossen hatte. Man konnte manchmal von der Sprachmelodie und den verwendeten Vokalen her erahnen, was sie sagen wollte. Manchmal setzte sie sich vor dem örtlichen Wirtshaus rittlings auf ihren Rollator und wartete darauf, dass jemand auftauchte, mit dem sie ein paar Wort wechseln konnte. An bestimmten Wochentagen trifft sich

hier eine Gruppe alter Männer zum Frühschoppen. Jeder der im Minutentakt eintreffenden Männer sagte: „Na, Renate, alles klar?“, und sie antwortete: „Ja, alles klar!“ Wenn alle im Wirtshaus verschwunden waren, packte sie den Rollator bei den Griffen und zog weiter. Sie lebte im Altersheim am Rande des Dorfes. Als wir sie bei unserem Osteraufenthalt tagelang nicht gesehen hatten, fragten wir jemand aus dem Heim, was mit ihr sei. Sie sei vor sechs Wochen gestorben. Alles sei plötzlich sehr schnell gegangen. An was sie gestorben ist, konnte oder wollte uns die Frau nicht sagen. Ich habe Renate immer dafür bewundert, wie sie ihr Leben meisterte, das ganz sicher kein einfaches war. Von klein auf die Erfahrung des Andersseins zu machen und nicht oder nur sehr eingeschränkt über die Möglichkeit zu verfügen, mittels der Sprache zu den anderen durch- und vorzudringen, hat sie geprägt und zu einem einsamen Menschen gemacht. Ich möchte ihr mit diesen wenigen Sätzen wenigstens ein kleines Denkmal setzen.

Neben der Holzhütte oben am Waldrand lag heute ein toter Feldhase. Er trug keine sichtbaren Spuren von Gewalteinwirkung - wie Schrotkugeln oder Hundebisse. Er wird ein Opfer des Pestizid-Einsatzes geworden oder an Altersschwäche gestorben sein. Vielleicht waren auch die österlichen Strapazen zu viel für das in die Jahre gekommene Tier. Jemand musste den Hasen dort abgelegt haben, denn er war malerisch über einen Baumstamm drapiert. Es war ein ausgewachsenes, prächtiges Exemplar einer Gattung, die inzwischen selten geworden ist. Die Vorderläufe hingen auf der einen Seite zu Boden, die Hinterläufe auf der anderen. Das Auge, das zu sehen war, war geöffnet, die Ohren hingen seitlich des Kopfes schlapp herab. Der Wind fuhr ins unter dem Bauch flauschige und weiße Fell. Für einen Moment entstand die Illusion, es sei noch Leben in dem Tier. Wir meldeten unseren Fund dem

Ortsvorsteher, der versprach, sich um die Beseitigung des Kadavers zu kümmern. Unser Pensionswirt, ein ehemaliger Waldarbeiter, meinte trocken, man hätte das getrost dem Fuchs überlassen können, der sich über den Hasen gefreut und ihn weggeholt hätte.

*„Geschichte ist das Muster,
das man hinterher in das Chaos webt.“
(Carlo Levi)*

Seit wie hier sind, bläst ein ziemlich eisiger Wind aus Nordosten. Es ist, als hätte Putin riesige Gebläse mit sibirischer Kaltluft an der Westgrenze seines Reiches aufstellen lassen, um uns einen verlängerten Winter zu bescheren, der uns die Abhängigkeit von russischen Energiequellen noch einmal eindringlich vor Augen führen und die Regierung von einem Gas-Embargo abhalten soll.

In den Medien wird weiter die bundesrepublikanische Geschichte daraufhin durchforstet, wer durch eine laxen Haltung Moskau gegenüber der heutigen Abhängigkeit von russischer Energiezufuhr Vorschub geleistet hat. Jeder, der jemals für eine Annäherung und Verständigung plädiert und gearbeitet hat, wird der Kollaboration bezichtigt. Als hätte Willy Brandt schon ahnen müssen, dass einmal ein Kotzbrocken wie Putin ans Ruder kommen würde. Hat nicht auch Helmut Schmidt das Feuerzeug, mit dem er seine Mentholzigaretten entzündet hat, mit sowjetischem Gas gefüllt? Wolfgang Thierse fragt in einem Beitrag für die FAZ vom 2. April 2022: „War es gutgläubig, mit Russland und mit Putin im Gespräch zu bleiben? Sind die Versuche falsch gewesen, weil sie jetzt gescheitert sind? Nein, sie waren der Mühe wert um des Friedens willen.“ Der Umstand, dass der Versuch, aus Europa einen dauerhaft friedlichen Kontinent zu machen, einstweilen gescheitert ist, darf nicht dazu führen, „alle bisherige Politik moralisch zu verdammen, alle Ideen, Konzepte, Instrumente der Entspannungspolitik in die Rumpelkammer der Geschichte zu kippen.“



*Gefüllt mit sowjetischem Gas
oder nicht?*

Bild von [butterflystroke](#) auf [Pixabay](#)

In einem Nachbardorf ist ein Mann beim Aufbau eines Osterfeuers ums Leben gekommen. Sieben weitere junge Männer wurden zum Teil schwer verletzt, als die zwanzig Meter langen Stämme, die zu einer Art Tipi zusammengestellt worden waren, zu Boden stürzten. Es gibt seit Alters her einen Wettstreit zwischen den Dörfern, wer das spektakulärste und größte Osterfeuer zustande bringt. Wir haben es mit einer dörflich-provinziellen Variante des Prinzips des Höher, Schneller, Weiter zu tun, der Dreifaltigkeit, die von der säkularen Fortschrittsreligion gepredigt und angebetet wird. Und es scheint mir wie ein Symbol und Menetekel,

dass die Männer von ihrer eigenen Hervorbringung erschlagen wurden. So kann es uns eines nicht mehr allzu fernen Tages allen ergehen: Der Zusammensturz der industriellen Zivilisation könnte uns unter sich begraben. Thomas Bauer, dessen Buch *Die Vereindeutigung der Welt* ich



Reclam 2/2018 104 S.,
6 €, ISBN: 978-3150194928

den Leserinnen und Lesern der Durchhalteprosa zur Lektüre empfehlen möchte, hat in einem Beitrag für das Magazin der Süddeutschen Zeitung vom 14. April 2022 an die Rolle des Fortschrittsglaubens in der Moderne erinnert. Nach dem Tod Gottes, der bis dahin für den Gang der Dinge und das menschliche Schicksal verantwortlich zeichnete, wurde den von „metaphysischer Obdachlosigkeit“ bedrohten abendländischen Menschen der „Fortschritt“ als neue Gottheit gepriesen. Dieser würde dafür sorgen, dass es schon in ihrem irdischen Leben stetig aufwärts gehen und sich ihre Lage permanent verbessern würde. Wer sich tüchtig ins Zeug legen und arbeiten würde, dem würde bereits zu Leb-

zeiten ein stetig wachsender Wohlstand zuteil. Die Rückkehr des Krieges und der Seuchen, die immer unübersehbarer werdenden Vorboten der ökologischen Katastrophe, die immer häufiger reißenden globalen Lieferketten, die wachsende Armut großer Teile der Bevölkerung lassen den Zweifel an der Tragfähigkeit der Fortschrittsreligion ins Kraut schießen. Was aber würde geschehen, fragt Thomas Bauer, „wenn den Menschen nach dem Gottesglauben auch noch der Fortschrittsglaube abhanden käme? Würde dann nicht tatsächlich dieses metaphysische Nichts eintreten, das Nietzsche den gewöhnlichen Menschen als zu schwer zu ertragen schien?“ In Zeiten, in denen die Unübersichtlichkeit und Unsicherheit grassiert, wächst die Gefahr, dass die verunsicherten Menschen zu einfachen Lösungen greifen, wie sie die Rechten und Nationalisten bereit halten. In Krisenzeiten wachsen Gleichgültigkeit und Kälte um so nachdrücklicher, je stärker die Perspektiven einer emanzipatorischen Krisenlösung verdunkelt sind. Wo sich aber der Kältestrom verbreitert, sind die Brandfackeln nicht weit. Das Fremde und Fremdartige ist stets gut geeignet, um die Gemeinschaft zu stärken und die kalten Hände an Scheiterhaufen zu wärmen.

Ausgangspunkt dieses Abschnitts waren ja die Osterfeuer. Im selben Ort, so erfuhr ich von unserer Pensionswirtin, sei vor ein paar Jahren schon einmal ein Mensch in einem Osterfeuer umgekommen. Die Dörfer hätten untereinander versucht, die vorbereiteten Osterfeuer der anderen nachts anzuzünden und so gewissermaßen auszuschalten. Um das zu verhindern, habe dieser Mann im Inneren des Holzstoßes übernachtet und Wache gehalten. Er sei dann aber wohl eingeschlafen und im Schaf von den Flammen überrascht worden. Es scheint sich im eine nicht sehr menschenfreundliche Tradition zu handeln.

In Zeiten, in denen die Unübersichtlichkeit und Unsicherheit grassiert, wächst die Gefahr, dass die verunsicherten Menschen zu einfachen Lösungen greifen

Wir, die noch verbliebenen Linken im Land, dürfen uns auf keinen Fall einreden lassen, dass Waffen und Kriege geeignete Mittel der Konfliktlösung sind. Ehemalige Pazifisten verpuppen sich gegenwärtig in Kriegsbefürworter, und Grüne wie Anton Hofreiter überbieten sich im Eifer, die Ukraine mit schweren Waffen zu beliefern. Wer zögert und nachdenklich bleibt, wird der Wankelmütigkeit und des Verrats an der Ukraine bezichtigt. „Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit“, hat der Anarchist Gustav Landauer einmal gesagt, der dann in Stadelheim von Freikorpsoldaten erschlagen wurde. Und daran sollten wir unbedingt festhalten. Der Zweifelnde hat es schwer in Zeiten des Krieges. Der Ruf nach Unterstützung der überfallenen Ukraine mit schwerem militärischem Gerät ist so einhellig und übermächtig, dass diejenigen, die ambivalent bleiben und sich weigern, ins Kriegsgeschrei einzustimmen, schnell in den Verdacht geraten, es mit der „falschen Seite“ zu halten. Wenn ich allerdings Bilder des Gemetzels an der Zivilbevölkerung und der Zerstörung ganzer Städte und Landstriche sehe, muss ich gestehen, dass es mir im Augenblick recht wäre, wenn der Kriegsverbrecher Putin gewaltsam gestoppt würde. Katja Petrowskaja hat in den FAZ vom 24. April 2022 einen kleinen Text über einen Friedhof in Irpin veröffentlicht, in dem es heißt: „Gegen eine mörderische Armee helfen keine Täubchen und Friedensaufrufe. Leider. Die Ostermärsche suggerieren mit ihren Slogans, dass dieser Krieg von zwei gleichen Parteien geführt werde, die im „Konflikt“ (!) stünden und die „aufhören“ sollen. Dabei ist es ein Krieg, der von einem gnadenlosen, verlogenen Aggressor ausgeht, einem Aggressor, der nicht verhandlungsfähig ist, gegen ein Land, das sich verteidigt. Wird also Gewalt im Namen des Friedens akzeptiert? Oder des Wohlstands? Der eigenen Ruhe?“ Ich habe keinen Grund und kein recht, Katja Petrowskaja zu widersprechen. Aber daraus würde ich nie eine grundsätzliche Abkehr vom Landauer'schen Diktum ableiten.

Im Moment deutet einiges darauf hin, dass sich der Ukraine-Krieg zu einem Stellvertreterkrieg zwischen Russland und den USA entwickelt. Ein Argument mehr, sich für seine schnelle Beendigung einzusetzen. Mantraartig wird von westlicher Seite beteuert, die NATO stünde für eine „wertebasierte Ordnung“, was aber bei Lichte besehen heißt: „börsenbasiert“. Der Rest gehört zum ideologischen Überbau. So eindeutig, wie es scheint, sind die Rollen zwischen Gut und Bö(r)se auch dieses Mal nicht verteilt.

Wer zögert und nachdenklich bleibt, wird der Wankelmütigkeit und des Verrats an der Ukraine bezichtigt

Es deutet einiges darauf hin, dass sich der Ukraine-Krieg zu einem Stellvertreterkrieg zwischen Russland und den USA entwickelt



Hélène Esnault

[Renate Schmid, CC BY-SA 2.0 DE, via Wikimedia Commons](#)

Am Morgen nach der Wiederwahl von Macron ist in Deutschlandfunk Kultur die französische Mathematikerin Hélène Esnault zu Gast und spricht eine Stunde mit Ulrike Timm.¹ Sie stammt aus der Arbeiterklasse und hatte einen steinigen Weg zurückzulegen, bis sie zu einer international anerkannten Wissenschaftlerin wurde. Ihr Vater war ein kommunistischer Arbeiter, der in der Resistance kämpfte und von den Nazis nach Buchwald deportiert werden sollte. Er konnte unterwegs aus dem Zug entfliehen. Das Wichtigste, was der Vater ihr beigebracht habe: „Du solltest jeden Tag Gymnastik treiben, damit du notfalls aus einem fahrenden Zug springen kannst!“ Ich kannte Hélène Esnault vor diesem Gespräch nicht und freue mich, eine extrem kluge und sehr bescheidene Frau kennengelernt zu haben, die ein Fach betreibt, das mir vollkommen fremd und ein Buch mit sieben Siegeln ist. Mit Macrons Politik, die eine für die Reichen sei, sei sie überhaupt nicht einverstanden, aber sie sei natürlich erleichtert, dass nicht Marine Le Pen durchgekommen sei. Sie habe es sehr bedauert, dass es in der Stichwahl keine linke Alternative gegeben habe. Leider stünde es überall in Europa schlecht um die Linke.

Nach Angaben des Stockholmer Friedensforschungsinstituts Sipri haben die weltweiten Ausgaben für Militär und Rüstung erstmals die Schwelle von zwei Billionen Dollar überschritten. Was für ein Wahnsinn! Leider ist es ein Wahnsinn, der Methode hat, und diese Methode lautet: Profit.

Einer meiner spät-stalinistischen Bekannten, der sich mit Deutschkursen über Wasser hält, verschickte dieser Tage folgendes Rundmail:

Vorvorigen Samstag war auf dem ... -Platz eine Kundgebung zur Solidarität mit Ukrainern - von Ukrainern organisiert. Dort traf ich einen ehemaligen Kursteilnehmer von mir, einen Ukrainer, von Beruf Frauenarzt. Es ergab sich folgender kleiner Dialog:

Ich: Hallo. Wie geht's.

O.: Danke gut, und Ihnen?

1 Sendung „Im Gespräch“ - Deutschlandfunk Kultur: Mathematik kennt keine Klassenschranken
<https://www.deutschlandfunkkultur.de/mathematik-helene-esnault-100.html>

Ich: Alles gut. Wie war die Prüfung (B1)?

O.: Kein Problem, bestanden, danke.

Ich: Danke ebenfalls, ist doch mein Job? Und jetzt kommt B2?

O.: Ja, wir haben uns schon angemeldet? ("wir" sind seine Frau und er)

Ich: Bei uns?

O.: Nein

Ich: Warum nicht bei uns?

O.: Der Kursleiter ist ein Serbe.

Ich: (Lautes, spontanes Lachen) Tschüss (zugegeben, letzteres war opportunistisch, sollte eigentlich heißen: FY)

O.: Tschüss

Ein Freund, der auch im Verteiler ist und diese Mail empfangen hat, kommentierte sie so: „ ... ja, so sind sie, die Ukrainer. Am schlimmsten sind die Frauenärzte.“

Da mir dieser Kommentar doch ein wenig zu knapp und läppisch ausgefallen schien, ließ ich mir eine kleine Parabel einfallen:

Einem jüdischen Ehepaar ist es gelungen, sich dem Nazi-Terror durch die Flucht nach Holland zu entziehen. Sie belegen einen niederländischen Sprachkurs, der von einem Niederländer durchgeführt wird. Der Kurs geht zu Ende. Später begegnen sich die Flüchtlinge und der Kursleiter in der Stadt bei einer Kundgebung von jüdischen Emigranten. Der ehemalige Kursleiter fragt, ob sie den zweiten Teil des Kurses bei der gleichen Organisation belegen würden. Nein, sagen die beiden. Warum? Der Kurs wird von einem Österreicher durchgeführt. Der ehemalige Kursleiter lacht auf und wendet sich brüsk ab. Er versteht nichts und hätte die beiden am liebsten grob beschimpft.

Diese Parabel verschickte ich an den Kreis derer, an den die Rundmail adressiert war. Mein Anliegen war zu zeigen, dass es sich manche Menschen nicht leisten können, zu differenzieren. Ich finde es nicht gut, dass sich ihr Differenzierungsvermögen zurückbildet, aber es geschieht, wenn man ausgegrenzt, verfolgt und unter Stress gesetzt wird. Kann man von einem Ukrainer, der von Putin auf sein Ukrainer-Sein reduziert wird, verlangen, dass er einem Serben zutraut, anders zu sein als die Mehrheit seiner Landsleute, die gerade eine prorussische Regierung wiedergewählt haben? Natürlich könnte der Serbe, der den Sprachkurs durchführt, eine eigene Meinung haben, die nicht der des Herrn Aleksandar Vučić entspricht, aber ich verstehe, dass es einem Ukrainer unter den gegenwärtigen Umständen unangenehm ist, einen Sprachkurs zu besuchen, der von einem Serben geleitet wird. Es wäre zu begrüßen, wenn bald wieder Verhältnisse eintreten, die individuelle Akzente und Differenzierungen zulassen.

Aus dem Kreis derer, an die die Ursprungsmail und dann auch meine kleine Parabel gerichtet war, erreichte mich unter anderem eine Zuschrift, in der es heißt: „Nicht nur, dass wieder einmal der Holocaust relativiert und dessen Opfer also missbraucht werden - drunter geht's ja nicht, wenn deutsche Exlinke Krieg führen wollen ...“

Mit Verlaub, das ist auch kein Beispiel für Differenzierungsvermögen, sondern bewusstes und von Böswilligkeit getriebenes Missverstehen. Ich habe es ja schon mehrfach gesagt: Die Linke droht sich über dem Ukraine-Krieg endgültig zu zerlegen. Aber ich bin ja eh ein „Exlinker“

„Wenn niemand da ist, kann der Witz nicht festgestellt werden.“

(Gerhard Polt)

Heute Morgen blieb ich beim Versuch, stehend in die Unterhose zu steigen, mit dem großen Zeh im Bündchen hängen und wäre beinahe gestürzt. Ich lege großen Wert darauf, im Stehen in die Hosen zu steigen, seit ich bei Martin Walser las, dass man sich, solange man das hinbekomme, jung nennen könne. Ich bin es natürlich längst nicht mehr, und die Versuche geraten immer wackliger. Solche kleinen symbolischen Handlungen mögen bescheuert sein, haben aber für mich eine gewisse Bedeutung. Der Tag begann also mit einer kleinen Feindseligkeit. Es ist nach einem solchen Start wichtig, daraus keine Kette misslingender Handlungen werden zu lassen, sondern das Ruder herumzureißen.

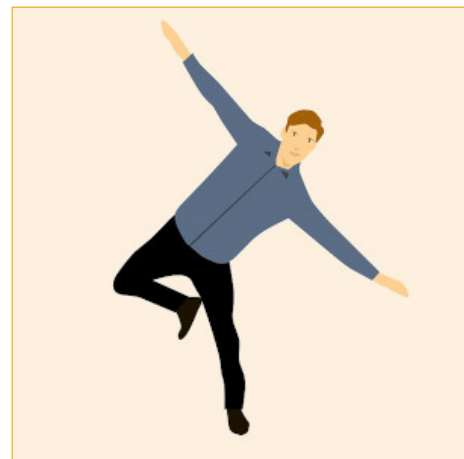


Bild von [mohamed Hassan](#) auf [Pixabay](#)

Vor zwei Wochen hatte ich ein Fahrrad, das mir meine inzwischen gestorbene holländische Freundin Gerda geschenkt hat, in eine Fahrradwerkstatt gegeben, weil die Gangschaltung nicht funktionierte. Das Rad ist ungefähr vierzig Jahre alt und gewisse Teile sind verschlissen. Gestern erhielt ich einen Anruf, das Rad sei repariert und ich könne es abholen. So machte ich mich heute Morgen nach dem Frühstück bei herrlichem Sonnenschein auf den Weg. Neben dem Stadtkirchenturm lag eine geköpft Taube auf dem Pflaster. Der Rest des Tieres schien unversehrt. Eine tote Taube wird in Tagen wie diesen leicht zum Menetekel, zum Vorboden kommenden Unheils. Besonders in der Wahrnehmung desjenigen, dessen Tag mit einem Scheitern begann und der infolgedessen recht unfest im Tag steht. Verstört ging ich weiter. Auf der Lahn sah ich die ersten Kanufahrer der Saison. Sie tranken schon zu dieser Tageszeit



Bild von [Gerd Altmann](#) auf [Pixabay](#)

Bier aus Dosen und johlten. Überall, wo gute Laune demonstriert werden soll, ist ja inzwischen dieses grauenhafte Party-Geheul zu hören. Auf dem noch kahlen Baum auf der Insel im Fluss hockten schwarz die Kormorane und streckten ihre ausgebreiteten Flügel der Sonne entgegen.

Aus den Büschen und Bäumen, die das Flussufer säumen, hörte ich die erste Nachtigall des Jahres. Bei der Probefahrt mit dem Rad stellte ich fest, dass die Schaltung keineswegs funktionierte. Sie hatten alles Mögliche repariert und erneuert, aber das Wesentliche vergessen oder nicht hinbekommen. Der Chef selbst setzte sich aufs Rad, um zu prüfen, was an meiner Reklamation dran sei. Er entschuldigte sich und versprach, sich der Sache anzunehmen. Man werde mich anrufen, wenn die Schaltung funktioniere.

Auf dem Rückweg begegnete ich einer Freundin, die im Begriff ist, nach Costa Rica auszuwandern. Sie ist schwer krank und möchte die ihr noch verbleibende Zeit in einer menschenfreundlicheren Umgebung erleben. Sie hatte sich die letzten Jahre stark im Dannenröder Forst engagiert. Die Niederlage, die die Aktivisten dort im Kampf gegen den Bau der Autobahntrasse erlitten haben, hat ihr sehr zugesetzt. Hoffnung ist ein wichtiges Moment im Kampf gegen den Krebs, und hier in Deutschland und Europa habe sie keine mehr. Zu Hause angekommen, höre ich im Radio, dass die Geburten in Deutschland im vergangenen Jahr stark gestiegen sind. Fast 800.000 Babys sind laut statistischem Bundesamt zur Welt gekommen. Es ist die höchste Rate seit 1997. Man bringt die Gebärfreudigkeit mit der Pandemie in Zusammenhang. Der Lockdown, das Eingesperrtsein und die Langeweile habe die Paare zu vermehrter sexueller Aktivität motiviert. Ein Kind gilt in gewissen Schichten als Komplettierung eines bestimmten Lebensstils. Ein Hochbeet, ein Lastenfahrzeug und ein taz-Abo gehören einfach zu einer glaubwürdigen Manifestation familiären Glücks. Darüber hinaus ist ein Kind aber auch ein Kompliment an die Welt. Dieser wird zugetraut, dass sie dem Kind für rund 80 Jahre eine bewohnbare Heimstatt bietet. Die Eltern, die in letzter Zeit so kühn waren, ein Kind in die Welt zu setzen, müssen allabendlich aus den Nachrichten erfahren, in welchem Zustand sich diese befindet und dass die Zukunft des Planeten und so auch ihrer Kinder extrem ungewiss ist. Pflanzen, die unter Stress stehen und abzusterben drohen, bringen sogenannte Angst- oder Nottriebe hervor. Das ist, wenn man so will, eine letzte vitale Zuckung. Mir scheint, dass man den Höchststand an Geburten angesichts des Zustandes der Welt in Analogie dazu nur als Panikreaktion interpretieren kann. Unter Umgehung des Verstandes werden massenhaft Kinder in eine stürzende und sich auflösende Welt gesetzt. Käme der Verstand zum Einsatz, müssten sich die Frauen weltweit Lysistrata zum Vorbild nehmen. Im gleich-

Den Höchststand an Geburten angesichts des Zustandes der Welt kann man nur als Panikreaktion interpretieren

namigen Stück des antiken Dichters Aristophanes treten die Frau von Athen und Sparta aus Protest gegen einen von den Männern vom Zaun gebrochenen Krieg in eine Art Gebärstreik und verweigern sich ihren Männern sexuell. Außerdem konfiszieren sie die Kriegskasse. In Aristophanes' Stück führt diese weibliche Revolte tatsächlich zum Erfolg. Vielleicht würde diese Form des Widerstands auch heute funktionieren, es wäre jedenfalls sinnvoller, als blindlings Kinder in diese zerrüttete Welt zu setzen.



Bild von [Alexandr Podvalny](#) auf [Pixabay](#)

„G lück ist die nachträgliche Erfüllung eines prähistorischen Wunsches. Darum macht Reichtum so wenig glücklich; Geld ist kein Kinderwunsch gewesen“, schrieb Sigmund Freud an seinen Freund Wilhelm Fließ. Dieser Brief wurde vor rund 125 Jahre geschrieben. Würde Freud das aufgrund empirischer Beobachtung heute noch sagen? Der Satz von Freud ist einer von denen, die mir immer Hoffnung machten, denn wenn Geld kein Kinderwunsch war, ist das Streben nach Geld lebensgeschichtlich später ins Leben gekommen und also auch leichter korrigierbar. Die Konsumgesellschaft bemächtigt sich der Kinder heute mit deren erstem Atemzug und die lernen schnell, dass das Mittel, um an gewünschte Dinge zu kommen, das Geld der Eltern ist. Ganz früh wird den Bedürfnissen eine Warenhaut übergezogen und die kindliche Sinnlichkeit also eine des „Habens“. Die Gruppe der Gleichaltrigen in Kita, Kindergarten und Schule belehrt die Kinder oft auf brutale Weise darüber, dass die Teilnahme am Konsum darüber entscheidet, ob sie dazu gehören oder nicht und welchen Status sie in der Gemeinschaft einnehmen. Wer bestimmte Konsumgüter und Marken nicht vorzeigen kann, gerät an den Rand und wird Objekt von Mobbing-Attacken. Geld ist also inzwischen ein Kinderwunsch, ein wichtiger Schritt in Richtung „eindimensionale Gesellschaft“, die alle Alternativen erstickt. Die Gebrauchswerte, auf deren irreduzibler Differenz zum Tauschwert einmal die Hoffnung auf Revolution basierte, sterben ab. Es gibt nur noch Tauschwerte, die alle Differenzen einebnen und zum Verschwinden bringen. Der Tauschwert avanciert zur Leitwährung auch im Gebiet der Intimität, Menschen mutieren zu Geldsubjekten, zu wandelnden Tauschwerten. Die Biographien „rutschen in die Funktionale“, wie Brecht es ausgedrückt hat, in die ewige Gegenwart einer wunschlos unglücklichen Geschichte. Die Entfremdung scheint komplett und jeder Ausweg verbaut. In der Stadt begegnen mir junge Frauen und Männer, die aussehen wie Klone ihrer Influencer.

**In der Stadt begegnen
mir junge Frauen und
Männer, die aussehen
wie Klone ihrer
Influencer**

Kann man auf die noch setzen als Träger einer Revolution? Ihre Träume, wenn sie denn noch welche haben, sind warenförmig und gänzlich von dieser Welt. Die jungen Männer steigen mit ihren Bräuten gleich in ihren Audi oder BMW und lassen den Motor aufheulen.



Diogenes in der Tonne

Bild: Jean-Léon Gérôme, Public domain, via Wikimedia Commons

Am Samstag hörte es gegen Mittag auf zu regnen, und ich ging auf den Wochenmarkt, um den ersten Spargel der Saison zu kaufen. Eingangs des Marktgeländes saß ein junger Mann auf dem Boden und schnitzte an irgendwelchen Wurzeln herum. Eine ältere Dame trat auf ihn zu und fragte: „Sind Sie eigentlich glücklich?“ „Ja, bin ich, ich möchte mit niemandem tauschen“, erwiderte er. Sie öffnete ihre Handtasche und überreichte ihm einen Fünfeuroschein.

Er bedankte sich und fragte in höflichem Ton: „Was hätten Sie mir erst gegeben, wenn ich anders geantwortet hätte?“ Die verblüffte Frau sagte nichts mehr und wandte sich zum Gehen. Diogenes ist auferstanden und hat seine Tonne auf dem Gießener Wochenmarkt aufgestellt, dachte ich.

*

Ein Angestellter stürzte aus einem dieser Handyläden und zerrte einen Dackel am Halsband recht brutal in den Laden zurück. „Komm zurück! Was denkst du eigentlich, wer du bist?“, sagte er an den Dackel hin. Er wiederholte einen Satz, den er selbst schon öfter vom Vater und vom Chef zu hören bekommen hat. Es war ein Beispiel für den Plisch und Plum-Mechanismus, den Wilhelm Busch so trefflich in Szenen gesetzt hat. Paul und Peter werden vom Lehrer Bokelmann mit einer Haselrute gezüchtigt. Sie unterwerfen sich und stehen mit gefalteten Händen vor ihm. Sich bei der Hand haltend gehen sie nach Hause. Dort ergreifen sie nun ihrerseits eine Rute und schlagen auf Plisch und Plum ein, ihre Hunde, bis auch die Männchen machend vor ihnen stehen. So pflanzt sich die Macht fort. Nach oben buckeln, nach unten treten: das bezeichnet das Bild der autoritären Aggression – bis auf den heutigen Tag offenbar.



*

In der Buchhandlung, die ich samstags manchmal aufsuche, lag der Anteil derer, die nach wie vor einen Mund-Nase-Schutz tragen, deutlich höher als anderswo. Fast alle Kunden setzten im Eingangsbereich eine Maske auf, was auf die Nachkommenden einen erzieherischen Effekt ausübt. Vielleicht ist es auch nur ein Beispiel für den Mitnahme-Effekt. Wie dem auch sei, am Ende trugen fast alle eine Maske. „Es gibt also doch eine Korrelation zwischen Bücherlesen und Vernunft“, dachte ich. An diesem Zusammenhang habe ich mitunter schon gezweifelt.

Am 17. März 2022 ist mein ehemaliger Klassenkamerad Till gestorben. Als ich nach einem langen Krankenhausaufenthalt in die Klasse zurückkehrte, war er plötzlich da. Er war „von oben gekommen“, was eine vornehme Umschreibung dafür war, dass er „sitzengeblieben“ war und die Quarta wiederholen musste. Der Platz neben ihm in der Bank war frei und den erhielt ich zugewiesen. Till war ein schlanker, schlaksiger, ein wenig nervöser Typ mit raspelkurzen Haaren. Da er unter Allergien litt, durfte er auch im Unterricht eine Sonnenbrille tragen, was ihm eine gewisse Coolness verlieh. Er musste ein Attest vorlegen, erst danach wurde ihm das Tragen einer Sonnenbrille gestattet. Allgemein herrschte die Auffassung: Wer außer im Hochsommer beim Baden eine Sonnenbrille trägt, hat etwas zu verbergen. Die Erwachsenen und also auch die Lehrer bestanden darauf: „Sieh mich an, wenn ich mit dir rede!“ Der Blick der Erwachsenen zwang uns Kinder nieder, unterwarf uns ihrem Willen. Wir hatten in der Gymnasialzeit noch Lehrer, die durch die Bankreihen gingen und uns inspizierten. Sah man dem Lehrer nicht in die Augen, fragte er: „Kannst du keinen Männerblick aushalten?“ Und er bestand darauf, dass man ihn anblickte, ohne den Blick zu senken und zu zwinkern. Ein offener Blick galt als Anzeichen von Charakter. Dem Blick des Lehrers nicht standzuhalten, galt als Ausdruck von Verschlagenheit, Schwäche, Unehrllichkeit und Insubordination. Etwas davon wurde trotz Attest auch Till unterstellt. Er war ausgesprochen eloquent und hatte von Sachen Ahnung, von denen ich noch nie gehört hatte. Seine Mutter war für die SPD im Stadtparlament und eine bekannte Größe in der Kasseler Kommunalpolitik. Eines Tages erzählte mir Till, Willy Brandt sei bei ihnen zu Hause zu Gast gewesen. Das muss im Bundestagswahlkampf 1965 gewesen sein, als Brandt in Kassel einen großen Auftritt hatte. Nordhessen und Kassel waren zu jener Zeit SPD-Hochburgen. Was in Bayern die CSU, war in Nordhessen damals die SPD. Rund 60 Prozent SPD-Stimmen bei den Wahlen in der Stadt und drumherum waren üblich. Mein Vater fragte, als er von meinem neuen Banknachbarn gehört hatte, ob ich mich nicht von Till wegsetzen

**Dem Blick des
Lehrers nicht
standzuhalten, galt
als Ausdruck von
Verschlagenheit,
Schwäche,
Unehrllichkeit und
Insubordination**

lassen könne, dieser „Judenbengel“ sei „kein Umgang“ für mich. Seine Eltern seien Sozialisten, wenn nicht gar Kommunisten. Dazu muss man wissen, dass mein Vater Nationalsozialist gewesen war und erst nach seiner Entnazifizierungs-Zwangspause Anfang der 1950er Jahre wieder in den öffentlichen Dienst zurückkehren durfte. Er erhielt eine Stelle als Regierungsbaurat beim Regierungspräsident in Kassel, fühlte sich aber in seinen Aufstiegsambitionen zeitlebens von den „Roten“ ausgebremst. Tatsächlich wusste man in der Behörde von seiner braunen Vergangenheit und war nicht sonderlich erfreut über seine Rückkehr. Es gab eine kleine Gruppe gleichgesinnter-Ex-Nazis, ansonsten fühlte er sich von Gegnern, ja Feinden umzingelt. Ich wusste als damals Zwölf/Dreizehnjähriger gar nicht, was ein Jude, ein Roter und ein Kommunist war. Noch weniger leuchtete mir ein, dass ich mich von Till wegsetzen lassen sollte. Ich fand ihn ganz in Ordnung und saß gern neben ihm. Das Problem, wenn es denn eines war, erledigte sich von selbst, denn Till wechselte bald die Schule. Er versuchte sein Glück auf der Waldorfschule, wo es lockerer und freisinniger zuging. Er machte dort Abitur, studierte Medizin und wurde Arzt. Ich habe ihn im Laufe der folgenden Jahre aus den Augen verloren und erst jetzt, anlässlich seines Todes, wieder von ihm gehört. Er tauchte bei unseren Klassentreffen nicht auf, war wahrscheinlich auch nicht eingeladen worden. Jetzt finde ich es schade, dass ich ihn als Erwachsenen nicht gekannt habe. Er soll ein guter Arzt und vielseitig interessierter und interessanter Mensch gewesen sein.

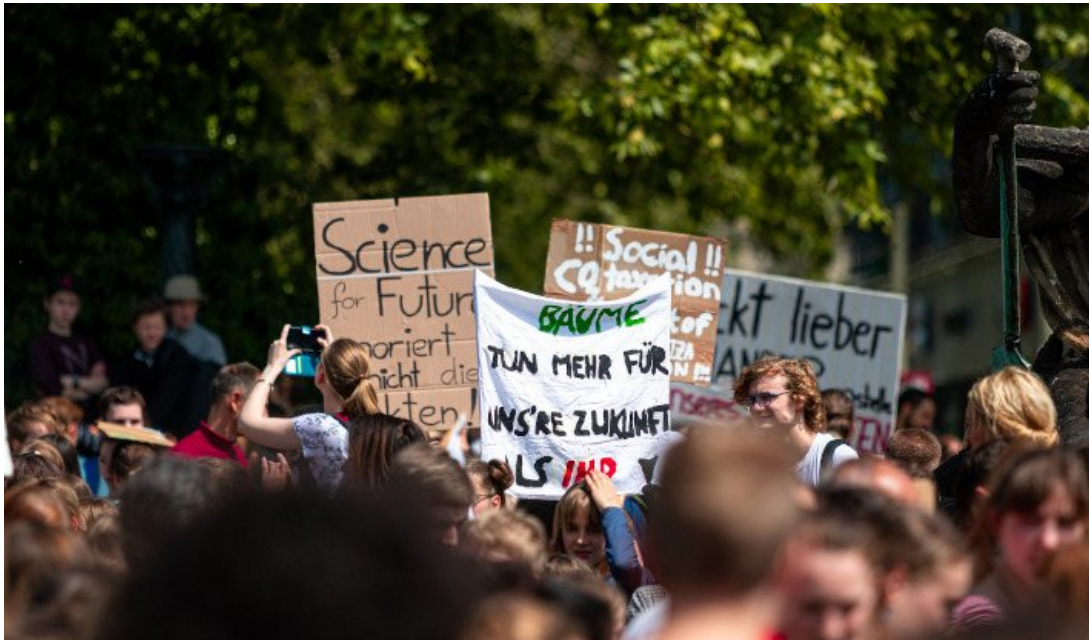


Bild von [Dominic Wunderlich](#) auf [Pixabay](#)

Hab heute die chaotischste 1. Mai-Demo meines Lebens erlebt, wobei das Wort Chaos noch viel zu edel ist für das, was sich da abgespielt hat. Etwa 700 Leute zogen durch

die Stadt, jede kleine Gruppe brüllte ihre eigenen Parolen, die Antifa dies, die Kurden jenes, die Grüne Jugend wieder etwas anderes - niemand verlieh dem Ganzen Form und Struktur. Es gab keine regulative Idee, die dem Ganzen Sinn und Form verliehen hätte. Eine junge Frau von der Gewerkschaftsjugend ergriff auf einer Kreuzung das Mikro und sagte irgendetwas, dann fiel der Ton aus und sie setzte ihre "Rede" per Megaphon fort. Kein Mensch hat irgendetwas verstanden. Auch später auf dem eigentlichen Versammlungsplatz hörte niemand niemandem zu, alle redeten untereinander. Junge Mädchen in sehr gewagtem Outfit posierten für Fotos, die sicher im Laufe des Tages gepostet werden. Sie gehörten angeblich zur Antifa. Jedenfalls schwirrte mir der Kopf und ich war froh, als ich wieder zu Hause angekommen war. Die Stadt ist voller Bier saufender Studis, sie begegneten uns schon heute Morgen um 11 Uhr. Es geht alles "de Bach nunner", wie man in Hessen sagt. Die Genossen vom Haymarket in Chicago würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie diesen 1. Mai mit erleben müssten. Das vollkommen Amorphe dieser 1. Mai-Veranstaltung spiegelt den Zustand der Linken in dieser Stadt und diesem Land.

„Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die [...] ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstliche Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit.“

(Novalis: Heinrich von Ofterdingen)



Franz Gareis - Novalis um 1799
Franz Gareis, Public domain, via Wikimedia Commons

Heute, am 2. Mai 2022, vor 250 Jahren wurde Friedrich von Hardenberg geboren, den die meisten unter seinem künstlerischen Pseudonym Novalis kennen. Er steht wie kaum ein anderer für das, was man Romantik nennt. Seit jeher hat mich das Portrait fasziniert, das ihn als Jüngling mit weichen Gesichtszügen und schulterlangem Haar zeigt. Sein Blick schweift aus dem Bild heraus in die Ferne - dorthin womöglich, wo die blaue Blume blüht, von der in seinem Roman Heinrich von Ofterdingen die Rede ist. Novalis wurde am 2. Mai 1772 in Oberwiederstedt in Thüringen in eine adlige Familie geboren. Novalis heißt soviel wie: der Neuland erschließende. Da er die Welt, so wie sie unter seinen Au-

gen im Namen der Naturbeherrschung entzaubert wurde, schlecht erträgt, romantisiert er sie sich. Das heißt, er wieder-verzaubert sie und versucht, das Wunderbare an ihr zu retten. Wenn ich immer mal wieder den romantischen Verlierern als unseren Brüdern spreche, denke ich vor allem an Novalis. Bevor die Welt ihn sich einverleiben und ihm den Sinn für das Wunderbare austreiben konnte, starb er 1801 im Alter von 28 Jahren.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)